

# Kirche unter den Menschen

## Kleine Christliche Gemeinschaften in großen pastoralen Strukturen

Die Suche nach neuen Wegen für eine zukunftsfähige Pastoral konfrontiert mit dem Problem, dass eine neue Vielfalt der Formen und Orte, an denen der Glaube zukünftig erfahren und gefeiert werden kann, nur dann entsteht, wenn auch die mit „flächendeckenden“ volkkirchlichen Vorstellungen verbundene Priester- und Hauptamtlichenzentriertheit, die Versorgungserwartung und die geringe Möglichkeit zur Partizipation überwunden werden. Der pastorale Ansatz, der in Deutschland unter dem Titel „Kleine Christliche Gemeinschaften“ (KCG) diskutiert und ausprobiert wird, beinhaltet die Option für eine Kirche am Ort und in der Fläche, die von den Getauften getragen wird und partizipativ ist.

Der Abschied von einer „flächendeckenden Pastoral“ ist vor allem ein Abschied von einer „flächendeckenden Versorgung“. Aber trotz Konzil und Synode, trotz Pfarrgemeinderäten und Katechetenkreisen wird Pastoral immer noch viel zu häufig gedacht als von Priestern und Hauptamtlichen geprägtes Tun. Diese grundlegende Vorstellung pastoralen Handelns wird in vielen Fällen von der bisherigen überschaubaren Pfarrgemeinde übertragen auf die neue große Pfarrei in den durch Fusionen und Kooperationsverträgen zustande gekommenen pastoralen Strukturen. Mit der Veränderung, der Vergrößerung der pastoralen Strukturen muss sich aber auch die Weise des Kircheseins in diesen Strukturen verändern.

Sicherlich wird die Kirche auch in Zukunft lokale Strukturen benötigen, wo die Menschen wohnen und Beheimatung und Gemeinschaft suchen. Vielerorts sind aber die großen Strukturen ohne inhaltliche Veränderungen der impliziten „flächendeckenden“ Versorgungsvorstellungen umgesetzt worden. Entsprechend wird dann das alte System durch die Mithilfe von pensionierten und ausländischen Priestern und eine große Zahl von hauptamtlichen Laien aufrechterhalten. Aber das ist für die beteiligten Hauptberuflichen nicht lange durchzuhalten. Immer häufiger stehen deshalb Themen wie Überlastung oder „Burn out“ auf der Tagesordnung.

### Lernen von der Weltkirche

Diese Probleme, vor denen die deutsche Kirche steht, sind – mit kulturellen und regionalen Unterschieden – innerhalb der Weltkirche nicht neu. In vielen Ländern wurden in den letzten Jahrzehnten für ähnliche Probleme kreative Lösungen gefunden und neue Wege ausprobiert.

In Deutschland steht hinter der Rede von „unserer Pfarrgemeinde“ oft noch der Traum, dass die territoriale kirchliche Einheit „Pfarrei“ in eins fällt mit der Gemeinschaft der Glaubenden auf diesem Territorium, mit der Gemeinde. Es ist nicht einfach der Traum von einer vielleicht dörflichen Idylle, in der mitten zwischen den Häusern die Kirche steht und der Pfarrer mit seiner (überschaubaren) Gemeinde die Grundvollzüge von Kirche praktiziert. Dieser Traum ist auch der berechtigte Ausdruck einer tiefen Sehnsucht, den Glauben in einer überschaubaren Gemeinschaft zu leben, sich beheimatet zu fühlen in einer Gemeinde, in der jeder die anderen kennt. Folglich überwiegt nach dem Zusammenschluss mehrerer früherer Pfarrgemeinden die Trauer über die Anonymisierung und die abnehmende Bindungskraft der neuen Struktur. Die Pfarrei der Zukunft kann aber nicht zuletzt aufgrund ihrer Größe nicht mehr deckungsgleich mit Gemeinde sein, wenn sie es denn jemals war. In einer Großpfarre wird es stattdessen viele Gemeinden geben – Gemeinden mit und ohne Kirchengebäude.

In den Ortskirchen Afrikas, Asiens und Lateinamerikas gab es aufgrund eines – verglichen mit der europäischen Situation – viel größeren Priestermangels innerhalb unvorstellbar weitläufiger Pfarreien von Anfang an die Gründung von Kapellengemeinden. Diese „Außenstationen“ konnte der Priester keinesfalls wöchentlich besuchen, um dort die Eucharistie zu feiern oder die Sakramente zu spenden.

Einen solchen Besuch gab es nur einmal im Jahr zum Patronatsfest. Die übrige Zeit im Jahr blieb die Kirche oder die Kapelle leer. In einer Pfarrei mit 50 bis 80 Außenstationen war dies nicht anders möglich. Wie kann in solchen priesterlosen Außenstationen der Glaube und das kirchliche Leben lebendig sein? Zunächst versuchte man es mit Katechisten, ausgebildeten ehrenamtlichen oder halbehrenamtlichen Bezugspersonen, die auch Dienste wie Katechese, Beerdigung und die Leitung von Wortgottesdiensten übernahmen. Es zeigte sich aber, dass dadurch die Gemeinde und die Gemeindemitglieder selbst nicht aktiver wurden, sondern dass sie nur ihre Versorgungserwartungen auf diese Katechisten übertrugen, die als „Ersatzpriester“ erlebt und eingefordert wurden.

Nach dem Konzil setzte – angeregt durch die Kirchenvision von „Lumen Gentium“ und „Gaudium et spes“ – zeitgleich in Lateinamerika und Asien und bald auch in Afrika eine andere



Das Leben in der kirchlichen Gemeinschaft entwickelt sich neu, territoriale Strukturen werden aufgebrochen – wie in der Jugendkirche „effata“

Entwicklung ein. Die Gemeinden und Christen an den Kapellenstandorten verstanden sich nicht länger als zu versorgendes Pastoralvolk, sondern als aktive Gemeinde, die selbst Kirche vor Ort bildet, die selbst Verantwortung für das Glaubensleben übernimmt, die miteinander Kirche ist und die Grundvollzüge von Kirche lebt. Wie war das möglich?

**Am Anfang stand die Bewusstseinsentwicklung, die Vision, nicht die Struktur.**

Das Konzil war eine Versammlung von Bischöfen, und auch deren Umsetzung wurde von Bischöfen und Priestern in Gang gesetzt: Nach der Gewinnung und Ausbildung von Animatoren („Beseelern“), aktiven Christen aus den Gemeinden, die eine Sehnsucht nach „mehr“ Kirche hatten, wurden dezentral Menschen zu Seminaren, Glaubenskursen und Bibelarbeit zu der Frage eingeladen: Was ist die Kirche? Wie kann Kirche lebendig sein? Was will Christus von uns als Getauften hier vor Ort? Durch diese „Bewusstseinsprogramme“ (awareness-programs) wurden die Menschen mitgenommen auf einem Weg, miteinander eine Vision, einen Traum von Kirche zu entwickeln. Die Sehnsucht nach einer partizipativen, spirituell basierten und sozial aktiven

Art von Kirche – so stellte man fest – war tief in den Herzen der Menschen vorhanden, und sie entsprach ganz dem, was das II. Vatikanische Konzil verkündete: Jeder Getaufte und Gefirmte ist Teil der Kirche, berufen und begabt, sich in ihr einzubringen. Die Gabe jedes Einzelnen wird gebraucht und wertgeschätzt. Christus will die Mitte dieser Kirche sein und sich erfahren lassen in der Gemeinschaft, im Wort der Schrift, im Dienst am Nächsten und in der gefeierten Eucharistie. „Gottes Geist hatte das schon in die Herzen der Menschen gelegt“, resümierte ein indischer Bischof die Entwicklung, „und wir Priester (und Hauptamtlichen) mussten uns dazu bekehren, daran zu glauben, dass der Heilige Geist auch dort wirkt, wo wir nicht selbst dabei sind.“

In allen südlichen Kontinenten wurde entdeckt, dass Kirche erfahrbare Gemeinschaften vor Ort braucht – auch unterhalb der Kapellengemeindestruktur. Es wurden geografisch strukturierte Bereiche gebildet, die jeweils einen sozialen Nahraum von Menschen in der Nachbarschaft abdeckten. Die Getauften in diesen Nahräumen trafen sich in „Kirchlichen Basisgemeinschaften“ oder „Kleinen Christlichen Gemeinschaften“. Diese Struktur macht es bis heute möglich, dass jeder weiß, zu welcher

Gemeinschaft er gehört (wenn er mitmachen will), dass die Gemeinschaft in diesem Sozialraum Beziehungen aufbauen und pflegen und sich sehr konkret die Frage nach ihrer Sendung in diesem konkreten nachbarschaftlichen Bereich stellen kann. Diese Gemeinschaften wissen um die konkreten Bedürfnisse und Nöte der Menschen in ihrem Bereich, weil die Mitglieder mit offenen Augen durch die Straßen und in die Häuser dieses Bereiches gehen.

Diese Kirchlichen Basisgemeinschaften / Kleinen Christlichen Gemeinschaften (KCG) sind grundlegend durch vier Elemente charakterisiert:

**Gemeinschaft im Nahbereich / in der Nachbarschaft**

Meist ist dieser Nahbereich ein Territorium, in dem 40 bis 50 katholische Familien wohnen, von denen 5 bis 20 in der Gruppe mitmachen. Die Gruppe ist offen für alle. Es gibt eine gewisse Fluktuation. Man trifft sich wöchentlich oder vierzehntägig in einem Privathaus für eine Stunde. Die Mitglieder verstehen sich als Brüder und Schwestern im Glauben. Es geht nicht um Kuscheligkeit, sondern um Kirche sein. Konflikte und Spannungen zwischen den Menschen dürfen sein. Die Menschen machen die Erfahrung: Christus schafft die Gemeinschaft. Es



Auch im Bistum Münster – hier die Bischofsstadt – werden die pastoralen Räume größer.

muss nicht erst die Gemeinschaft da sein, um miteinander zu beten und in der Bibel zu lesen, sondern umgekehrt.

**Christuszentriertheit: Spiritualität, die zur Christusbegegnung führt (besonders im Bibel-Teilen)**

Ein Grundelement der Gemeinschaften ist das gemeinsame Lesen in der Bibel und das gemeinsame Gebet. Ohne Menschen mit einer gesunden, nicht frömmlicherischen, sondern auf einer in der Gemeinschaft gemachten Gotteserfahrung beruhenden Spiritualität wird es in Zukunft keine Kirche geben. Das Bibel-Teilen in sieben Schritten hat sich dabei als einfacher, aber nicht simpler Weg herausgestellt, Christus in der Schrift und der Gemeinschaft zu begegnen. Das Bibel-Teilen ist eine laikale Liturgie, in der jede/r Leitung übernehmen kann. Die in der Methode des Bibel-Teilens vorgesehene Frage nach der gemeinsamen Sendung im sechsten von sieben Schritten führt systematisch zum nächsten Charakteristikum.

**Soziales und kirchliches Handeln**

Die Gruppe entdeckt ihre Sendung für ihren konkreten Lebensraum und übernimmt Dienste im sozialen und kirchlichen Bereich. Das reicht von Krankenbesuchen und konkreter Nachbarschaftshilfe bis hin zu Katechese oder Begleitung eines Katechumenen. In Vernetzung mit anderen Gemein-

schaften kann es sich auch um Dienste oder größere Projekte für die Kapellengemeinde oder die Pfarrei handeln. Die Gemeinschaft übernimmt (im Wechsel mit anderen) Dienste in der Pfarrei (wie etwa Kircheputzen, Vorbereitung der sonntäglichen Liturgie) oder entsendet Mitglieder in Diensteteams, die besonders geschult werden (beispielsweise Beerdigungsdienst, Finanzen, Vorbereitung größerer Aktionen).

**Die Verbindung mit der Pfarrei und damit mit der ganzen Kirche**

Über die Einheit schaffende Eucharistiefeyer hinaus gibt es eine Vernetzungsstruktur sowie ein System der Weiterbildung und der dauernden Bewusstseinsbildung. Wer etwa die Bedeutung der Bibel für sein alltägliches Leben entdeckt hat, will mehr über die Bibel wissen. Seminare, Schulungen für die Mitglieder und für konkrete Dienste werden notwendig. Absprachen werden in Vernetzungsstrukturen getroffen, in die jede Gemeinschaft ein oder zwei auf Zeit gewählte Vertreter entsendet. Eine Pfarrei mit 30 000 Getauften und zwei Priestern kann beispielsweise durchaus 38 (Kapellen-) Gemeinden haben mit insgesamt 290 Kleinen Christlichen Gemeinschaften. Hochvernetzt und hochaktiv: Allein im Erzbistum Seoul, Südkorea, gibt es 20 000 KCGs. Leitung ist in einer so gestalteten komplexen Struktur sehr wichtig. Der

Priester nimmt seine Leitung wahr als Dienst an der Gemeinde, als Dienst an der Einheit. Bei ihm und allen anderen, die Leitungsfunktionen wahrnehmen, soll es eine an Jesus orientierte Weise der Leitung sein: ein partizipatorischer, animierender, inspirierender, mit in die Verantwortung nehmender und nicht-dominierender Leitungsstil.

**Und in Deutschland?**

Die hier in Kürze aufgezeigte Grundstruktur des pastoralen Ansatzes (in Asien wurde er unter dem Namen „Asiatischer integraler pastoraler Ansatz – AsIPA“ von den Bischöfen 1990 als Grundmodell der Pastoral beschlossen) findet in den vielen Ländern und Diözesen, in denen er heimisch geworden ist, eine sehr unterschiedliche konkrete Ausformung. Der Ansatz bedarf immer der Inkulturation: Wie muss ein Bewusstseinsprogramm in diesem konkreten gesellschaftlichen und kirchlichen Kontext aussehen? In welcher Hinsicht sind die Menschen in dieser Diözese/Pfarrei schon in einer partizipativen Richtung unterwegs? Woran können sie anknüpfen? Wie konkret sieht die gemeinsame Vision von Kirche (nicht nur die der Hauptamtlichen) in dieser Pfarrei/Diözese aus? Der Prozess der gemeinsamen Visionsentwicklung steht grundlegend am Anfang des Weges. Es geht um Kirche-

sein, nicht um Gruppengründung. Erst wenn deutlich ist, wie die beteiligten Menschen Kirche sein wollen, kann auch über die dazu nötigen Strukturen nachgedacht werden. Danach geht es um Methoden, Seminarformen, zu erlernende Fähigkeiten und vieles mehr.

### Begriffsprobleme

In Deutschland erweist es sich immer wieder als ein Problem, dass sich für diesen pastoralen Ansatz der Begriff „Kleine Christliche Gemeinschaften“ eingebürgert hat. Es ist ein Begriff der Struktur, der nicht deutlich macht, dass es um mehr geht als um ein Gruppenprinzip. Es geht um einen pastoralen Weg, nicht primär um eine Methode, Gruppen zu gründen.

Zudem meinen viele Gemeindegruppen, dass auch sie kleine christliche Gemeinschaften seien, weil sie gute Gemeinschaften, christlich und (oft vor allem) klein sind. KCG ist aber ein sehr spezifisches Markenzeichen, das Gemeinschaften bezeichnet, die sich als Kirche im gemeinsamen sozialen Lebensraum verstehen, und die nach den oben genannten Elementen funktionieren. Auch kommt immer wieder eine Verwechslung mit neuen geistlichen Bewegungen vor. Es geht aber nicht um eine spezielle Weise der Spiritualität, für die man zu speziellen Treffen mit Gleichgesinnten fährt, sondern um „Mystik für alle“, um gemeinsames Gemeindesein vor Ort. Die Bezeichnung „Kirchliche Basisgemeinschaften“ (basic ecclesial communities) wäre vielleicht verständlicher, hat sich aber vermutlich aus Angst vor einem Missverständnis des für manche belasteten Wortes „Basis“ nicht durchgesetzt.

### Erfahrungswerte

Die Erfahrungen in Deutschland zeigen, dass es praktisch nicht möglich

ist, bestehende Gruppen zu KCGs zu machen. Der „genetische Code“, also der ursprüngliche Grund der Gruppengründung wird immer bleiben, und der ist in der Regel nicht der, Kirche vor Ort sein zu wollen. Auch mit der Gründung von Bibel-Teil-Gruppen zu beginnen, hat sich nicht bewährt. Unter diesem Vorzeichen finden sich in der Regel biblisch und spirituell interessierte Gemeindemitglieder zusammen, die in diesen Gruppen ihr durchaus berechtigtes Anliegen der Befriedigung ihrer spirituellen Bedürfnisse realisieren wollen. Diese Gruppen haben häufig Schwierigkeiten mit dem Schritt „Handeln/Sendung“, strukturieren sich nicht nach geographisch-sozialräumlichen Gesichtspunkten und werden nicht als nach außen erkennbare Substruktur von Pfarrei oder Gemeinde aktiv.

Der Weg zu einer neuen, zukunftstauglichen Weise des Kircheseins ist nicht einfach. Er braucht Geduld, Lernbereitschaft, Fehlerfreundlichkeit, Vertrauen auf die Fähigkeiten der Getauften und vor allem Vertrauen auf den Heiligen Geist, der dahin führt, wohin er will.

» Der Weg zu einer neuen, zukunftstauglichen Weise des Kircheseins braucht Geduld, Lernbereitschaft, Fehlerfreundlichkeit und Vertrauen.

Die Entwicklung einer zukünftigen Kirche ist ein spiritueller Prozess, der mit Gebet und Bibel-Teilen in den Dienstbesprechungen der Pfarr- und Seelsorgeamtsteams und in den Pfarrgemeinderatssitzungen anfängt. Es gibt für Kleine Christliche Gemeinschaften in Deutschland keine eindeutige Bastelanleitung. Aber es gibt eine bundesweite Lernvernetzung, durch die Interessierte und Engagierte und inzwischen auch viele Seelsorgeämter in Kontakt sind. Wichtig ist dabei die Website [www.kcg-net.de](http://www.kcg-net.de). Es gibt noch keine großen KCG-Bäume in Deutschland, aber doch schon viele hoffnungsvolle kleine Pflanzen.

Kontakt im Bistum Münster:  
Bischöfliches Generalvikariat Münster  
Hauptabteilung Seelsorge  
Referat Weltkirche  
Hans-Georg Hollenhorst, missio-Referent  
Domplatz 31, 48143 Münster  
Telefon 0251 495-6366  
[hollenhorst-h@bistum-muenster.de](mailto:hollenhorst-h@bistum-muenster.de)



Dieter Tewes  
Leiter des missio-Projekts  
„Gemeindeentwicklung und Spiritualität –  
Kleine Christliche Gemeinschaften  
in Deutschland“,  
Mitglied im Nationalteam  
Kleine Christliche Gemeinschaften  
[d.tewes@bistum-os.de](mailto:d.tewes@bistum-os.de)